

Konferenzberichte

Blank page with faint header text

Faint text in the center of the page, possibly a page number or a small heading.

Bericht über die Gründung des Mittleuropäischen Germanistenverbandes (MGV)

(Dresden, 8.-9. Februar 2002)

Am 8. und 9. Februar 2002 trafen sich auf Einladung von Prof. Dr. Walter Schmitz (Mittleuropa-Zentrum der TU Dresden) und mit großzügiger Unterstützung des DAAD namhafte Wissenschaftler aus Bulgarien, Deutschland, Lettland, Polen, Rumänien, Tschechien und Ungarn an der TU Dresden; sie leiteten mit einer konstituierenden Sitzung die Gründungsphase des Mittleuropäischen Germanistenverbandes (MGV) ein, die mit einem Gründungskongress im Oktober 2003 abgeschlossen werden soll.

Der Mittleuropäische Germanistenverband versteht sich als forschungsorientierte Vereinigung; Aufgabe des Verbandes ist die Vernetzung und Koordinierung jener thematisch um den Kulturraum Mittleuropa zentrierten Forschungsaktivitäten, die in den Jahren seit der politischen Systemwende in den beteiligten Ländern (und darüber hinaus) rapide zugenommen haben. Keineswegs erblickt der MGV seine Aufgabe darin, in einer Konkurrenz zu den nationalen Germanistenverbänden berufsständische Fach- und Interessenspolitik zu betreiben; vielmehr will er eine übernationale Plattform für den wissenschaftlichen Austausch über laufende und bereits abgeschlossene Forschungen, über Archiv- und Bibliotheksbestände und für die Entwicklung und Verwirklichung regionenübergreifender Forschungsprojekte zum gemeinsamen Forschungsgegenstand Mittleuropa bilden. In diesem Sinne will sich der Verband denn auch nicht als eine quasi offizielle Vertretung der Germanistiken

Mittleuropas begreifen, sondern als eine Vereinigung, die grundsätzlich allen Wissenschaftlern nicht nur aus den Ländern Mittleuropas (und nicht nur aus der Germanistik) offensteht, die an der systematischen literatur- und kulturwissenschaftlichen Erforschung des Gegenstandes „Mittleuropa“ mitzuwirken interessiert sind.

Insgesamt vier Rahmenprojekte wurden diskutiert und angenommen: Als erstes Verbandsprojekt wurde – auf Anregung von Klaus Garber (Osnabrück) – eine groß angelegte Literaturgeschichte Mittleuropas beschlossen, die viele einzelne Vorarbeiten (u.a. eine Synthese der spezifischen Forschungen vor Ort) erfordern wird; zudem werden vielfältige Arbeiten im Bereich der archivalischen Grundlagenforschung nötig sein. Weiterhin wäre in einem Lexikon kultureller ‚Schlüsselbegriffe‘ ‚Mittleuropa‘ gleichsam auch als semantischer Raum zu beschreiben und zu erschließen; dabei wäre für den MGV die Perspektive einer deutschen Referenzkultur, die gleichsam den Ausgangspunkt für einen interkulturellen Dialog bildet, gewiss legitim. Schlüsselbegriffe strukturieren – wie Hubert Orłowski (Poznań) ausführte – das Welt- und Selbstverständnis einer Gesellschaft und Kultur und widersetzen sich der Übersetzung; teils fehlen sie in anderen Sprachen und Kulturen völlig, teils funktionieren partiell analoge Begriffe dort völlig anders. Mit drei Arbeitsschritten (Modellbildung und theoretische Klärung in einer kleinen Arbeitsrunde; Korpusklärung: Welche Begriffsfelder sollen behandelt werden?;

Zusammenstellung einer Redaktionsgruppe) soll das Projekt bis zum Herbst 2003 vorbereitet werden. Schließlich ist – in sechs Untersuchungsdimensionen – die Funktion der deutschen Sprache im mitteleuropäischen Kontakt der Kulturen in Mitteleuropa zu bestimmen, und zwar – laut Csaba Földes (Veszprém): 1. Funktionen der deutschen Sprache in Mitteleuropa (Muttersprache, Verkehrssprache, Unterrichtssprache etc.). 2. Kommunikative Praktiken im multikulturellen Raum Mitteleuropa. 3. Prozesse und Resultate beim Kontakt mehrerer Sprachen und Kulturen. 4. Die Normproblematik. 5. Wechselseitige Beeinflussungen mit deutlicher Betonung der verwendungslinguistischen Dimension. 6. Sprache und kulturelle Repräsentation. Für die bisher genannten Arbeitsvorhaben wie für eine zukunftsfähige Verständigung über die ‚Germanistik in Mitteleuropa‘ ist die fachhistorische Reflexion unverzichtbar; das – von Marek Zybura (Opole) vorgestellte – Projekt einer über die engeren Fachgrenzen hinausblickenden „Mitteleuropäischen Germanistik in Porträts“ will leere Stellen in den nationalen Wissenschaftsgeschichten füllen; so zeigt das Beispiel des Strukturalismus gerade in ‚Mitteleuropa‘ deutlich genug, dass eine Wissenschaftsgeschichte nicht an Fach- oder Nationalgrenzen Halt machen dürfe.

Zur Sammlung, zur Vernetzung und zum Austausch der (nicht nur) für diese Projekte notwendigen Daten und Informationen soll ein Internetportal eingerichtet werden; außerdem wird ein „Jahrbuch für mitteleuropäische Germanistik“ gegründet.

Bei den abschließenden Wahlen zum Vorstand wurden einstimmig (mit jeweils einer Stimme Enthaltung) gewählt – als Präsident: Prof. Dr. Walter Schmitz (Dresden); – als Vizepräsident/inn/en:

Prof. Dr. Elżbieta Dzikowska (Wrocław) und Prof. Dr. Csaba Földes (Veszprém); – als weitere Vorstandsmitglieder: Prof. Dr. Andrei Corbea-Hoisie (Iasy), Doc. Dr. Ingeborg Fiala-Fürst (Olomouc), Prof. Dr. Dzintra Lele-Rozentāle (Ventspils), Prof. Dr. Bogdan Mirtschew (Sofia), Doc. Dr. Magdolna Orosz (Budapest) und als Geschäftsführer Dr. Jürgen Joachimsthaler (Dresden).

Der jährliche Mitgliedsbeitrag wurde festgesetzt auf 10 Euro; er kann erlassen werden. Bis zum Gründungskongress im Oktober 2003 wird die Arbeit des Vorstands v.a. darin bestehen, die Verbandsarbeit aufzubauen und die besprochenen und beschlossenen Projekte mit Arbeitsgruppen und tragfähigen Strukturen zu untersetzen. Zu schaffen ist ein funktionierendes Netz aus Partnern und Mitgliedern, die an einer übernational vernetzten Zusammenarbeit und an der Integration ihrer Forschungsergebnisse in den nun im Aufbau befindlichen mitteleuropäischen Forschungsverbund interessiert sind. Der Verband wird die Organisation von Arbeitsplattformen und Informationsbörsen, von Kongressen, Tagungen, Publikationen und Publikationsreihen im Dienste dieses Austausches als seine zentrale Aufgabe betrachten. Informationen sind jederzeit erhältlich über den Vorstand, an den auch Beitrittsanträge zu richten sind:

*Mitteleuropäischer
Germanistenverband
Dr. Jürgen Joachimsthaler
Mitteleuropa-Zentrum
Technische Universität Dresden
01062 Dresden
e-Mail:
mgv@mailbox.tu-dresden.de
website:
<http://www.tu-dresden.de/sulifg/mgv/>*

Bericht über die Tagung „Leitha und Lethe. Symbolische Räume und Zeiten in der Kultur Österreich-Ungarns“ (Budapest, 14.-16. November 2002)

Die jüngere Renaissance der Kulturwissenschaften hat das ‚kulturelle Gedächtnis‘ als Instanz der Identitätsstiftung und Kontinuitätssicherung für Gruppen, Gemeinschaften und Nationen entdeckt. Das Gedächtnis einer Kultur bildet sich aus historischen Stätten, Denkmälern und offiziellen Mythen – Räumen und Zeiten also, denen selbst eine raum- und zeitübergreifende Bedeutung zukommt. Kunst und Literatur spielen für diese Bedeutungstiftung nicht nur aufgrund ihrer Funktion, in symbolischen Räumen einheitsstiftende Mythen und Bilder zu erzeugen und zu tradieren, eine besondere Rolle. In gleicher Weise erlauben ihre Inszenierungen auch die Kritik der Einheitsmythen. Man muss nur einen Moment lang an Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ denken, um ein Beispiel für dieses ironische Gedächtnis vor Augen zu haben: Musils monumentales Fragment lässt das ‚Kakanien‘ der Habsburgermonarchie noch einmal in Gänze auferstehen, nur um zu zeigen, wie jedes einzelne ihrer Elemente die Signatur des Untergangs an sich trägt.

Die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie ist ein besonders geeigneter Gegenstand, um den allenthalben vorherrschenden Optimismus zu dämpfen, in Fragen des kulturellen Gedächtnisses und der kollektiven Symbolstiftung habe man es mit einem Paradigma gelingender Vollzüge zu tun. Einheit war im k.u.k. Staategebilde von vornherein weder gegeben noch – etwa aus der emanzipatorischen Perspektive Ungarns – gewünscht. Der

politischen Einheitssymbolik aus Wien stand die Vielzahl nationaler Subsymboliken entgegen, die sich wechselseitig ersetzten, irritierten und bekämpften. Der Grenzfluss zwischen Cis- und Transleithanien, die Leitha, symbolisiert keinen stabilen Gedächtnisort, sondern ist immer auch ein Fluss des – mitunter absichtsvollen – Vergessens, der Lethe.

Unter dem Titel „Leitha und Lethe“ widmete sich eine von *Amália Kerekes*, *Alexandra Millner*, *Peter Plener* und *Béla Rásky* im Rahmen der Zusammenarbeit zwischen der ELTE Budapest und der Universität Wien im österreichischen FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) Projekt „Herrschaft, ethnische Differenzierung und Literarizität. Fremd- und Selbstbilder in der Kultur Österreich-Ungarns 1867–1918“ organisierte Konferenz der Frage, wie sich ein kulturelles Gedächtnis unter derartigen Bedingungen ausbildet, behauptet und wandelt. Die Einheitlichkeit des Kulturbegriffs stand dabei von vornherein zur Disposition: In seinem Eröffnungsvortrag schlug der Münsteraner Literaturwissenschaftler und Systemtheoretiker *Siegfried J. Schmid* vor, ‚Kultur‘ nicht als Ansammlung von konkreten Einzelphänomenen zu fassen, sondern als „Problemlösungsprogramm einer Gesellschaft bzw. als der sozial sanktionierte Mechanismus der Verknüpfung, Bewertung und Interpretationen der Unterscheidungssets, die im Wirklichkeitsmodell einer Gesellschaft zur Verfügung stehen.“

Die theoretische Latte war damit hoch gelegt. Dass die nachfolgenden Tagungsbeiträge sie nicht rissen, verdankte sich vornehmlich der Tatsache, dass der Absprache doch zumeist vom festen Boden konkreten Untersuchungsmaterials genommen wurde. So zeichneten *Amália Kerekes* und *Peter Plener* anhand der Weltausstellungen in Wien (1873) sowie der Landes- bzw. Millenniumsausstellung in Budapest (1885, 1896) die Konkurrenz zwischen Dualismus, nationalen Stereotypisierungen und Konstruktionen des Fremden nach. Die durch derartige Inszenierungen immer wieder aufwendig konstruierte Versöhnung der Reichsteile schien nach dem verlorenen Weltkrieg und der Neudefinition der Grenzen obsolet. Hatten nationale Stimmen in Ungarn bislang das Habsburgerjoch beklagt, so wurde die Monarchie nun im Angesicht des berüchtigten Trianoner Friedensvertrags nostalgisch verklärt. *Éva Kovács* ging der Konstruktion des Zentralmythos ‚Trianon‘ nach und setzte ihr eine empirische Analyse des Alltagslebens in den betroffenen Grenzregionen – konkret im geteilten Komárom – entgegen. Während man in der Landesmitte die Opferrolle pflegte, legten die Betroffenen vor Ort Pragmatismus im Umgang mit der neuen Grenze an den Tag.

An solchen Beispielen wird die „Kluft zwischen nackten Tatsachen und der öffentlichen Meinung“ deutlich, die *Edit Király* an den verschiedenen Interpretationen und Uminterpretationen der Geschichte von Graf István Széchenyi nachzeichnete. Széchenyi hatte sich 1860 im österreichischen Exil das Leben genommen. Ob dieser Freitod aber Dokument seiner geistigen Umnachtung oder nationales Blutzeugnis war, hing stark

von den Interessen der jeweiligen Erinnerungskonstruktion ab. Nicht zuletzt aufgrund dieser konstruktiven Dimension kehrten die Vorträge in Budapest immer wieder zur Literatur als demjenigen Diskursraum zurück, der die Debatten um das Staategebilde Kakanien in gedächtniskonstitutive Allegorien bündelt: *Stephan Dietrich* analysierte die entgegen der gängigen Moderne-Topoi durchaus strukturierte Großstadtswahrnehmung in Robert Müllers „Tropen“, *Wolfgang Müller-Funk* das Wechselspiel zwischen Tradition und Innovation im Roman „Altneuland“ des aus Budapest stammenden Zionisten Theodor Herzl und *Clemens Ruthner* decodierte in seiner postkolonialen Lektüre des ‚Traumreichs‘ aus Alfred Kubins „Die andere Seite“ dessen Anleihen bei der kaiserlich-königlichen Realität. Der ungarischen Literatur aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und ihrer Artikulation einer paradoxen „monarchischen Identität“ widmete sich *Endre Hárs*, während *Alexandra Millner* an Wilhelm von Wartenebgs Festspiel „Alt-Österreich“ erinnerte, in dem sich die Allegorie ‚Austria‘ mit ihren traditionsreichen Schwestern Fama, Klio und Fabel auf die wichtigsten Toten der Monarchie zu einigen versucht.

Für eine solche „allmähliche Verfertigung der nationalen Geschichte beim Begraben“ (*Edit Király*) gab es in Budapest somit reichlich Anschauungsmaterial. *Siegfried J. Schmidt* mahnte in der vorbildlich strukturierten und systematisierten Abschlussdiskussion aber dennoch an, die Auswahl dieses Materials stärker zu reflektieren. Warum man sich ausgerechnet an die schöne Literatur wende, um kollektive Identitätsbildungen zu beobachten, verdiene eine Rechtfertigung auf

der Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung. In diesem Sinne betonte *Magdolna Orosz* den Aspekt der Interdisziplinarität, während *Peter Stachel* für die Berücksichtigung der Medienvielfalt warb und außerdem anmerkte, dass viele Gedächtnisorte erst durch die kulturwissenschaftliche Beschäftigung – und also *ex post* – zu solchen werden.

Es kann hier nicht auf alle Beiträge ausführlich eingegangen werden. Zu den Vorträgern, unter denen auch zahlreiche Gäste waren, die nicht Mitglied des FWF-Projekts sind, zählten: Béla Bacsó, Emil Brix, Klaus Ebner, Gábor Gyáni, Andreas Herzog, Zsolt K. Horváth, Noémi Kiss, Berthold Molden und Katalin Sinkó. (Vgl. http://www.kakanien.ac.at/beitr/-materialien/-FWF_P147273.pdf/abstract – das Gesamtprogramm ist unter „Download Beitrag“ abrufbar.)

Ohne die Qualität der Vorträge im mindesten schmälern zu wollen, verdient als Höhepunkt der Konferenz die Exkursion „Verwischtes Budapest – Dunkle Erinnerungen“ genannt zu werden. Die Veranstalter führten die Tagungsteilnehmer

zu all den Budapester Stätten, an denen die Denkmäler und Spuren der Geschichte *nicht* mehr zu sehen sind, wo aber – davon konnte man sich durch einen Blick in den vorzüglich gestalteten Katalog überzeugen – vor 13, 46 oder 55 Jahren noch Wegmarken der ungarischen Hauptstadtgeschichte standen: die Kirche am Rand des Stadtwäldchens, die Rákosi zerstören ließ, Stalins 1956 geschliffene Statue gleich nebenan, die Gedenkstätte für den Räteführers Béla Kun auf der geschichtsträchtigen Budaer Blutwiese oder das Ostiapenko-Denkmal, das westliche Touristen bis 1989 im Namen der sowjetischen Besatzer in Budapest willkommen hieß. In der kollektiven Erinnerung sind diese und andere Gedächtnisorte nach wie vor präsent, realiter sind sie inzwischen im großen Freilichtmuseum „Szoborpark“ im Süden Budapests versammelt, einem wahrhaft symbolischen Raum für die Geschehnisse des kulturellen Gedächtnisses in Mitteleuropa.

Nicolas Pethes (Stanford)

Bericht über die Tagung

„Was wird aus der Erforschung der gesprochenen Sprache?“

(Szeged, 19.-23. Februar 2003)

Die Erfassung bzw. Beschreibung der Erscheinungen und Tendenzen der gesprochenen Sprache rückten in den letzten Jahren immer mehr ins Zentrum linguistischer Forschungen. Dieser Forschungsbereich blickt auf eine etwa 40-jährige Tradition zurück, und kann somit – im Vergleich zur Erforschung der geschriebenen Sprache – als verhältnismäßig jung

betrachtet werden. Die Organisatoren, *Vilmos Ágel* und *Mathilde Hennig*, hatten zur Tagung eingeladen, um einerseits zum Nachdenken über einen möglichen theoretischen Rahmen für die bereits in durchaus stattlichem Umfang empirisch erforschten Details der Grammatik der gesprochenen Sprache anzuregen und andererseits eine Diskussion über weitere

bisher kaum im Blickfeld stehende, aber möglicherweise auch relevante Fragestellungen wie die Integration der gesprochenen Sprache in die Grammatikschreibung oder die historische Erforschung gesprochener Sprache zu eröffnen.

Die Tagung wurde von *Péter Basso*-*la*, dem Lehrstuhlleiter des Gastgeber-Instituts, eröffnet. Der erste Vortragende, *Reinhard Fiehler* (Mannheim), präsentierte als zukünftiger Autor des Kapitels „Gesprochene Sprache“ der *Duden*grammatik (7. Aufl.) seine Überlegungen zur Struktur einer Grammatik der gesprochenen Sprache. In seinem Ansatz ging er auf die Unterschiede der gesprochenen und geschriebenen Sprache in ihren grundlegenden Einheiten ein, wobei der funktionalen Einheit, dem Gesprächsbeitrag und dem Gespräch als „spezielle“ Einheiten der gesprochenen Sprache große Bedeutung zugesprochen wurde. Mit dem Vorschlag der Etablierung eigener Grundeinheiten der gesprochenen Sprache (die ‚funktionale Einheit‘ etwa als Pendant zum ‚Satz‘ konzipiert) versuchte Fiehler der ‚Schriftlastigkeit‘ bisheriger Grammatikschreibung zu begegnen. Als besondere Charakteristika der gesprochenen Sprache, die eine an Mündlichkeit orientierte Grammatik thematisierten sollten, erwähnte Fiehler die Interaktion und die Prozessorientierung der mündlichen Kommunikation. Er forderte die Entwicklung eines eigenständigen Kategorieninventars und machte auf das Problem der Heterogenität der gesprochenen Sprache aufmerksam.

Peter Eisenberg (Potsdam) ging in seinem Vortrag der Frage nach, inwieweit zwischen Grammatiken für geschriebene bzw. gesprochene Sprache überhaupt unterschieden werden soll oder darf. Er argumentierte gegen getrennte Grammatiken für das „Geschriebene“ und das

„Gesprochene“, da dies seiner Meinung nach eine Zweiteilung der Sprache implizieren würde. Eisenberg vertritt die Ansicht, dass Spezifika der gesprochenen und geschriebenen Sprache am besten von einer gemeinsamen Basis ausgehend zu erfassen sind.

Peter Auer (Freiburg) plädierte in seinem Beitrag gerade für eine syntaktische Beschreibung, die darauf ausgerichtet ist, explizit die mündliche Realisierung von Sprache zu erfassen. Die Notwendigkeit eines solchen Ansatzes ergibt sich nach Auer vor allem aus den Unterschieden geschriebener und gesprochener Sprache in ihren Produktions- und Rezeptionsformen. Um diesen Rechnung tragen zu können, sollte eine solche Syntax den „Online-Charakter“ und den dialogischen Aufbau der gesprochenen Sprache sowie die Verfestigung bestimmter Elemente zu ‚constructions‘ berücksichtigen. Anhand veranschaulichender Beispiele wurden die Projektionsmöglichkeiten der gesprochenen Sprache dargestellt, so beschrieb Auer beispielsweise das betonte *so* in seiner korrelativen und konsekutiven Funktion und die nach ihm als eine eigene Konstruktion zu betrachtenden *es* + *Kopula* + *so*-Verbindungen.

Mit der Begründung, dass sprachliches Handeln von vornherein auf Interaktion ausgerichtet ist, hält *Margret Selting* (Potsdam) es für unerlässlich, bei grammatischer Beschreibung der gesprochenen Sprache von empirischen Analysen natürlicher Gespräche auszugehen. In ihrem Ansatz kommt der Prosodie eine wichtige Rolle zu, die prosodische Kontextualisierung der Sprache gehört nach ihr notwendig zu den Gebieten einer Grammatik des Gesprochenen. Anhand einiger Beispiele hat sie veranschaulicht, dass Einheiten der mündlichen Kommu-

nikation Resultat des Zusammenspiels von Syntax und Prosodie sind.

Der letzte Vortragende des Tages, *Benjamin Stoltenburg* (Münster), befasste sich mit Beschreibung und Funktion von Parenthesen in der gesprochenen Sprache. Ausgehend von Peter Auers interaktiv orientierter Online-Syntax, erörterte er die Frage einer möglichen Definition dieses Phänomens. Die prosodischen, funktional-grammatischen sowie syntaktischen Merkmale der Parenthesen in einem Korpus der gesprochenen Sprache überprüfend, gelang er zur Bestimmung der Parenthesen als Unterbrechungen emergenter syntaktischer Strukturen.

Am nächsten Tag eröffneten *Vilmos Ágel* und *Mathilde Hennig* die Vortragsreihe mit einem Beitrag über Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. Als Ausgangspunkt der Überlegungen diente das Modell von Koch/Oesterreicher. In der diesen Ansatz einerseits aufgreifenden, andererseits präzisierenden Darstellung des Nähe/Distanzsprechens ging es den Vortragenden vor allem um eine klarere theoretische Transparenz durch eine Modellierung der hierarchischen Verflechtung der universalen Parameter der Kommunikation und der Diskursgestaltung einerseits sowie von Diskursverfahren und sprachlichen Merkmalen andererseits. Zur genaueren Beschreibung dieser Ebenen wurden fünf Parameter (‚Rollen-‘, ‚Zeit-‘, ‚Situationsparameter‘ sowie ‚Parameter des Codes‘ und des ‚Mediums‘) ausgearbeitet. Für die praktische Anwendung der Theorie wurde ein Punktesystem vorgeschlagen und das Punktgebungsverfahren gleich an einem Beispieltext veranschaulicht.

Die nächste Vortragende des Tages, *Ilidó Hegedűs* (Szeged), schloss sich der Problematik der Untersuchung von Nähe-

sprache an, und prüfte die Anwendbarkeit des Konzeptes von Ágel und Hennig auf historisches Sprachmaterial. Nach dieser veranschaulichenden Analyse wurde der Korrelatgebrauch in Subjekt- und Objektsätzen an Nähe- und Distanztexten des 18. Jh. sowie der Gegenwartssprache untersucht, um dadurch die Möglichkeit und Notwendigkeit der Erforschung historischer Nähesprachlichkeit zu demonstrieren.

Wolfgang Imo (Münster) betonte in seinem Vortrag die Wichtigkeit eines übergreifenden, systematischen Grammatik- und Sprachkonzeptes der Gesprochenen-Sprache-Forschung. Ein geeignetes Konzept sieht er in der „Construction Grammar“, die es durch die Einbeziehung von Diskursfaktoren in die Analyse ermöglicht, sowohl „Kompetenz“- als auch „Performanz“-Konstruktionen zu beschreiben. Veranschaulicht wurde die Anwendbarkeit dieses Konzeptes anhand einer gesprächsanalytischen empirischen Studie von „ich mein“-Konstruktionen im gesprochenen Deutsch.

Als letzter Vortragender thematisierte *Péter Kappel* (Szeged) das Verhältnis von Dialektologie und GSPS-Forschung, wobei er auf die überwiegende Orientierung an der Standardsprache aufmerksam machte. Er plädierte dafür, der diatopischen Dimension in der GSPS-Forschung mehr Interesse zu schenken, da Dialekte als Repräsentanten prototypischer Mündlichkeit für die Untersuchung der Nähesprache besonders geeignet sind.

Mit abschließenden Resümeees zu den Ergebnissen der Tagung und mit Diskussionen über die Zukunft der Gesprochenen-Sprache-Forschung schloss die Tagung.

Gaál Judit (Budapest)

